
Eine vollkommen neue Wendung bekam mein Leben, als mich der Imam unseres Ortes ansprach, ein Mann von beeindruckender Gestalt mit buschigen Augenbrauen.

Die Tage voller Unsicherheit, Angst und Einsamkeit waren gezählt. Ich kannte den Imam, er war Lehrer an unserer Schule. Er versicherte mir, dass in mir das Potential zu etwas Größerem schlummere. Das klang wie eine Verheißung. Ich war an diesem Tag überglücklich, weil mir zum ersten Mal in meinem Leben eine solche Bestätigung zuteilwurde. Da glaubte jemand an mich. Zudem noch jemand, den mein Vater ablehnte. Das gab der ganzen Sache noch zusätzlich einen Reiz. In der Rebellion gegen meine Familie, die ich ja trotz aller Furcht immer weiter probierte, hatte ich plötzlich einen starken Partner an meiner Seite, der mich darin unterstützte, meine eigenen Ansichten herauszubilden, die natürlich denen meines Vaters entgegenstanden.

Dass der Imam mir prophezeite, in mir schlummere das Potential zu Größerem, war nur der Anfang. Bald darauf erhielt ich eine verheißungsvolle Einladung: Ich sollte seinen Koranunterricht besuchen. Nur zu gern folgte ich dieser Einladung. Es schmeichelte mir, dass dieser eindrucksvolle ältere Mann mit den buschigen Augenbrauen sich für mich interessierte. Ausgerechnet für mich, für den sich doch sonst niemand interessierte.

Der Imam wurde rasch zu einer Art Vaterfigur für mich. Er behandelte mich gut, gleichzeitig fiel es mir leicht, die Kritik, die er an mir übte, anzunehmen. Viel leichter, als mir das bei anderen Lehrern oder meiner Familie gelang. Bei alle dem, was ich auf den folgenden Seiten an Negativem über diese Phase meines Lebens erzählen werde, will ich deshalb nicht vergessen zu erwähnen, dass ich den Imam noch heute als jemanden respektiere, von dem ich auch Positives erfahren habe.

Meine Eltern waren nicht begeistert von meiner neuen Beschäftigung.

Gleichzeitig war es ihnen aber deutlich lieber, als wenn ich mich der dörflichen

Jugendgang angeschlossen hätte. Die Vorbehalte und Befürchtungen, die sie gegen Alkohol, Kino oder die Disco hegten, waren selbst bei meinen säkularen Eltern weitaus größer als die gegenüber dem Imam und der Koranschule. Die örtliche Moschee lag in unmittelbarer Nachbarschaft von unserem Haus. Bisher hatte ich dem weißgetünchten Bau mit seinem bescheidenen Minarett und dem türkisgrünen Tor wenig Beachtung geschenkt. Nun sollte die Moschee zu einem Ort werden, an dem ich Geborgenheit erfuhr. Und Anerkennung. Noch heute bin ich gern dort. Der Bau ist riesig und ruhig, angenehm kühl im Sommer. Man fühlt sich hier als Gleicher unter Gleichen. Jeden Donnerstag nach dem Abendgebet versammelten wir uns in den Kellerräumen, wo der Koranunterricht stattfand. Es war ein Ort, an dem ich mich unmittelbar wohlfühlte. Ich mochte die vielen Teppiche, die gerahmten Suren.

An die ersten Stunden erinnere ich mich auch heute gern. Neue Welten taten sich auf. Es war eine Herausforderung, die arabischen Worte des Koran richtig auszusprechen oder die komplexe Grammatik des Hocharabischen zu lernen. Fasziniert lauschte ich, wie der Imam den Koran auslegte. Besonders betörten mich Schilderungen des Paradieses mit seinen Gärten der Wonne, den frischen Quellen und anderen Annehmlichkeiten. Natürlich die abenteuerlichen Geschichten der Propheten! Und als ich dann noch erfuhr, dass ich zu einem Volk gehörte, das einmal groß und mächtig war, löste das in mir ein ungeahntes Hochgefühl aus.

Wirklich wichtig war aber etwas anderes: Endlich fand ich Freunde.

Wenn

wir nicht in der Koranschule waren, saß ich zusammen mit den anderen Koranschülern in der Moschee, und wir unterhielten uns. Oder wir gingen zusammen Falafel essen. Ich war nicht mehr allein, ich war aufgehoben. Und noch etwas kam hinzu: Die anderen Jungen und mich verband etwas. Wir hatten eine gemeinsame Mission.

Mit der Koranschule erweiterte sich auch mein räumlicher Horizont. Zum ersten Mal kam ich über die engen Dorfgrenzen hinaus. In einem klapprigen Bus fuhr unsere Gruppe zu Seminaren in fremden Städten, wo wir andere

Imame erlebten, auch solche, die damals nachgerade Superstarstatus besaßen.

Wir begleiteten unseren Imam zu islamischen Hochzeiten oder machten einfach nur gemeinsame Ausflüge an einen See oder zu einer heiligen Stätte.

In mein ödes Dorfleben war Bewegung gekommen.

Zudem hatte ich nun Vorbilder und Ziele, die nicht mehr in weiter Ferne lagen oder deren Erreichen mir nicht zugetraut wurde. Im Gegenteil. Jedes Mal, wenn ich in die Moschee kam, traf ich dort die älteren Jungen, die die Stufen der Radikalisierung schon viel höher hinaufgestiegen waren – und ich konnte beobachten, wie parallel zu ihrer Radikalisierung ihr Erfolg und ihre Anerkennung gewachsen waren. Viele von ihnen gehörten bereits zu den lokalen Führungskräften der Muslimbrüder. Sie hatten einen vollen Terminkalender, ihr Leben erschien mir unfassbar bedeutungsvoll. Sie selbst durften Unterricht geben, sie konnten die Jugendlichen anleiten, zurechtweisen, ermahnen, und ihnen wurde zugehört, ihren Anweisungen wurde gefolgt. Sogar die Älteren brachten ihnen Respekt entgegen. Schnell war klar: Genau dort wollte ich hin.

Was ich erlebt habe, ist eine ganz typische Entwicklung, auf die ich auch in meiner Arbeit mit Jugendlichen immer wieder treffe. Junge Menschen, denen es aufgrund ihrer Erziehung und des schulischen und sozialen Umfeldes nicht möglich war, eine stabile Persönlichkeit zu entwickeln, die unsicher sind, sich als ausgestoßen empfinden, sind dankbar und empfänglich, wenn sich plötzlich jemand für sie interessiert und ihr Bedürfnis nach Anerkennung und Aufgehobensein erfüllt. Fatal ist, dass das, was eigentlich die Familie, die Schule und die Mehrheitsgesellschaft tun sollten, oftmals von den falschen Menschen übernommen wird, von Verführern. Denn in dem Moment, in dem den Jugendlichen dämmert, worauf sie sich eingelassen haben, ist es meist schon zu spät. Viel zu tief sind sie dann schon in ihr neues Umfeld verstrickt. Bald veränderte sich auch das, was der Imam uns beibrachte. Plötzlich sprach er nicht mehr von poetischen Suren oder der arabischen Grammatik. Stattdessen malte er uns bedrohliche Szenarien aus. Er beschwor eine weltweit unterdrückte Umma, eine Gemeinschaft der Gläubigen, die für die Befreiung Palästinas kämpfe und die überall in der Welt bekriegt und

unterdrückt werde. Eindringlich sprach er vom Fluch, der auf den Juden laste, von der unausweichlichen Wiedereroberung Spaniens durch Muslime – und damit der Islamisierung Europas wie des gesamten Erdkreises. Weinend haben die Imame uns versprochen: »Wir werden Rom erobern!« Weinend beteten sie zu Allah, damit sie diesen Sieg noch erleben mochten.

Immer größere Bedeutung kam nun auch den Sünden zu: Frauen! Eine gefährliche Sache. Frauen anschauen: verboten. Ihnen die Hand geben: verboten. Unverschleierte Frauen? Sind der Hölle sicher. Was wir davon zu halten hatten, war klar. Wollten wir weiter eine verschworene Gemeinschaft sein, durften wir vor allem unsere Mitschülerinnen nicht mehr heimlich anhimmeln oder begehren. Sie wurden zu Feindinnen, zu Wesen, die uns zu unreinen, sündhaften Dingen verlocken wollten. Die wirklich hübschen Frauen und Mädchen zu verachten fiel mir sogar leichter, als mein Interesse an ihnen zuzulassen – sie schienen ohnehin unerreichbar. Der Verdammnis preisgegeben war im Übrigen auch jeder Nachbar, der irgendwo nebenan heimlich Alkohol trank.

Arabische Mädchen, Juden und trinkende Dorfgenossen, das kannten wir. Sie kamen in unserer Welt real und leibhaftig vor. Doch der Imam eröffnete uns staunenden Eleven, dass es noch weitaus mehr Feinde in der Welt da draußen gab. Christen, Amerikaner, Europäer, Demokraten, Nationalisten, Kommunisten! Einer schlimmer als der andere, allesamt unsere Gegner und Saboteure, allesamt des Teufels. Ihnen allen stünde ein grausamer Tod bevor, die schlimmsten Qualen der Hölle.

Man muss sich das, was ich in der Koranschule erlebte, als einen Prozess vorstellen, der immer drastischer wurde. Erst geht man einmal in der Woche in die Moschee. Bald geht man jeden Tag, bald darauf wiederum mehrmals am Tag. Zunächst beschäftigt man sich mit dem Koran, dann kommt die Literatur aus dessen Umfeld hinzu, und schnell bewegt man sich in einem geschlossenen Weltbild. Wo man zunächst das Beten gelernt hat, wird einem bald Ideologie eingetrichtert. Natürlich wird diese Ideologie mit Versatzstücken angereichert, die Jugendliche begeistern und die auch mich begeisterten. Wir wurden mit Musik versorgt – erlaubter Musik, den sogenannten Naschids, Liedern, die

ohne die Untermalung von Instrumenten nur von Männern gesungen wurden. In ihrer ursprünglichen Form handelt es sich bei Naschids um religiöse Lieder, die den Propheten preisen oder die Gemeinschaft der Muslime beschwören. Diese Naschids existieren aber auch in extremeren Varianten, als Kampflieder. In den Naschids, die wir hörten, wurde nicht mehr der Prophet besungen, hier drehte es sich fast ausnahmslos um Terror und dessen Legitimation und Feier. Hinzu kamen die Phantasiewelten des Koran, die Propheten, die Dämonen, die Welt der Toten. Noch heute habe ich ein Faible für diese phantastischen Welten, so wie sie etwa in »Game of Thrones« oder im »Hobbit« entworfen werden.

Was man uns auch regelmäßig präsentierte, waren Videokassetten, zumeist aus Saudi-Arabien, auf denen brutale Teufelsaustreibungen zu sehen waren. Man sah Menschen, die ganz offensichtlich psychisch krank waren, sie schrien, schlugen um sich, brüllten, dass sie Dämonen seien. Diese Filme waren damals für uns das, was für andere Heranwachsende Horrorfilme sind. Sie reizten und gruselten uns gleichermaßen.

Was ich erst spät begriff, so spät, dass ich nichts mehr dagegen tun konnte, war das fatale Spiel, das mit meiner Angst getrieben wurde. Weil ich ängstlich war und unsicher, bin ich den Verführungen des Imam so leicht erlegen. Denn sie versprachen mir Sicherheit. Und eine gewisse Macht. Beides trat in den Anfängen auch ein. Plötzlich konnte ich meinen Eltern gegenüber ganz anders auftreten. Ich konnte sie belehren, ihnen sagen, dass sie keine richtigen Muslime seien, dass sie nicht richtig beteten. Gleiches galt für mein Auftreten in der Schule. Plötzlich konnte ich mich Mitschülern und Lehrern mit einer ganz anderen Stärke präsentieren. Und sie akzeptierten das. Es erschien mir wie ein kleines Wunder. Ich, der von allen gemobbt worden war, wurde plötzlich zum Klassensprecher. Natürlich nur deshalb, weil die Muslimbrüder ihren Einfluss und ihre Kontrolle in der Schule verstärken wollten. Nach und nach aber wurden uns neue Ängste eingeflüstert. Die Todesfurcht und neuerlich die Angst vor dem Versagen. Dass wir uns in einem ständigen Kampf befänden, wurde uns eingebläut. Der Kampf gegen den äußeren Feind sei, vorläufig, noch nicht unsere Sache. Zu gewinnen hätten wir zunächst den

Kampf gegen unsere Seele. Wir hätten sie zu bändigen. Denn die Seele, hieß es, wolle Macht über uns. Und sie wolle Sexualität. Wir müssten alles tun, um diese Seele unter unsere Kontrolle zu bringen. Sie habe unserem Willen zu folgen, nicht wir dem ihren.

So, dominiert von einer neuen, noch viel existentielleren Angst, wurde ich schnell zu einem braven, folgsamen Soldaten des Imam. Denn natürlich waren auch bald keine kritischen Fragen mehr erlaubt. Wir wurden gleichgeschaltet. Um unsere Todesfurcht und den Respekt vor seinen Worten zu maximieren, stellte der Imam uns eines Tages auf eine besonders drastische Probe. Er verstand sich auf die gekonnte Inszenierung.

Zu später Stunde waren wir mit seinem alten Wagen zu unserem Dorffriedhof gefahren. Als wir ausstiegen, sahen wir in der Dunkelheit das Mäuerchen des Friedhofs. Die ganze Gruppe ging dem Imam hinterher, der murmelnd Suren sprach. Um uns war nichts weiter als das silberne Mondlicht, das die Pfade zwischen den steinernen, dicht an dicht sich reihenden Gräbern diffus beleuchtete. Die Namen auf den Grabplatten waren nicht zu entziffern. Ich wollte auch gar nicht so genau hinschauen, mir war unheimlich zumute. Ich hoffte, das Ganze würde schnell vorübergehen. Nach ein paar Dutzend Schritten machte der Imam Halt. Vor uns lag ein offenes, frisch ausgehobenes Grab. Nun schauderte uns allen.

Der Imam wies uns an, uns im Halbkreis um die Grube zu stellen. Abrupt erhob er seine Stimme, die durchs nächtliche Dunkel schallte. Mit jähem Ausrufen hämmerte er auf uns ein: »Denkt an eure Zukunft! Denkt an eure Begegnung mit Allah! Denkt daran, dass ihr alle hier enden werdet! Vielleicht schon morgen oder in einem Monat!« Ich war vor Angst wie gelähmt. Aber es wurde noch schlimmer.

Der Reihe nach sollten wir, einer nach dem anderen, in das dunkle Loch hinabklettern und uns flach auf den Boden des Grabes legen. Es war eine Mutprobe, aber auch ein bizarrer Initiationsritus, bei dem uns der Imam auf Todesfurcht und Gehorsam einschwor. Während wir uns nacheinander in das Erdloch begaben, wetterte der Imam weiter: »Auf alle Menschen, die Allah im Leben nicht gefolgt sind, werden im Grab Schlangen und Dämonen warten, die

sie schlagen und quälen! Bis in alle Ewigkeit.«

Bittere Aussichten. Für einen Dreizehnjährigen war diese »Mutprobe« fast ein traumatisches Erlebnis. Aber keiner von uns brach aus der Prozedur aus, alle blieben dem Imam und seiner Lehre treu. Auch ich bin dabeigeblichen, in dieser Nacht wie in den kommenden Monaten und Jahren. Viel zu attraktiv waren der Zusammenhalt der Gruppe, der erhebende Anspruch, das Leben des Propheten Mohammed nachzuahmen, die Orientierung und Struktur, die ich in meinem neuen Alltag als Koranschüler erlebte.

Durch die harten Lehren unseres Imam bekam ich das Gefühl, im Besitz einer überlegenen Wahrheit zu sein, die anderen verborgen war und mit deren Hilfe ich mein Leben rettete. Meine Angst vor der Hölle kam mir sinnvoll vor: Sie bewahrte mich vor dem erwachenden, sündhaften Begehren. In der fundamentalistischen Ideologie fand ich Sicherheit, wenn auch eine durch und durch falsche, es war keine Selbstsicherheit, sondern Verblendung. Doch ich glaube, wir Pubertierenden hätten damals für unseren Imam fast alles getan. In den Jahren meiner Radikalisierung war ich nie in Gefahr, gewalttätig im Sinne des Strafrechts zu werden. Aber ich war gewalttätig in einem erweiterten Sinne von Gewalt. Ich habe Menschen, die meinen Glauben nicht geteilt haben, abgelehnt und abgewertet, sie waren in meinen Augen weniger wert als ich und die anderen Gläubigen. Und natürlich gab es die Phantasie, irgendwann zu sterben und ins Paradies zu kommen.

Anfügen muss man an dieser Stelle, dass die Muslimbrüder in Israel grundsätzlich auf terroristische Gewalt verzichten. Was nichts daran ändert, dass sie verherrlicht und auf diese Weise zumindest legitimiert wird, etwa durch jene Musiktexte, in denen dazu aufgefordert wird, die Muslimbrüder in den Westbanks oder in Gaza, die Hamas also, als Vorbilder zu sehen.

Anders als vielen anderen, mit denen ich in die Koranschule ging und mit denen ich mich gemeinsam einige Jahre meines Lebens der islamistischen Mission verschrieb, ist mir der Ausstieg aus dem Radikalismus gelungen. Ich habe das Umdenken gelernt.

Allerdings darf man sich diesen Ausstieg nicht als einen spontanen und in der Folge unwiderruflichen Entschluss vorstellen. Es war ein Abschied auf

Raten. Wenn ich zurückdenke, kann ich mehrere Ereignisse nennen, die diesen Prozess vorangetrieben haben. Gelingen ist er durch das Zusammenwirken unterschiedlicher Umstände.

Zum einen bekam ich, je mehr ich in der Rangfolge aufstieg, immer mehr Einblicke in die Machtkämpfe, die an der Spitze der Muslimbrüder beständig ausgefochten wurden. Oft mit sogenannten westlichen, schmutzigen Mitteln, mit Intrigen und Lügen. Das säte Zweifel an denjenigen, zu denen ich immer aufgeblickt, die ich bewunderte und an denen ich mich orientiert hatte.

Auch mein Imam zeigte sich plötzlich in einem anderen Licht. Ich konnte es kaum glauben, als ich mitbekam, wie er seine Schwester um die elterliche Erbschaft brachte – aus Habgier, da gab es wenig schönzureden.

Eine entscheidende Zäsur in meinem Leben war zudem der Tag, an dem ich das Abitur bestand. Das war eine Befreiung in doppelter Hinsicht. Zum einen fiel der riesige Druck von mir ab, der mich meine gesamte Schulzeit begleitet hatte. Zum anderen bedeutete das Abitur für mich einen großen Schritt in die Freiheit. Mein Vater hatte jedes Mal Sorge, wenn wir, meine Geschwister und ich oder meine Mutter, Tira verlassen wollten. Jede Hochzeit, die ich besuchen wollte, jeder Vortrag, zu dem ich fuhr, hatte zum Streit mit meinem Vater geführt, der es am liebsten gesehen hätte, wenn wir alle immer zu Hause geblieben wären. Das mag verständlich sein angesichts der politischen Krisensituation, dennoch bedeutete es eine Einschränkung, die ich schlecht ertragen konnte und gegen die ich immerzu aufbegehrt hatte.

Nach dem Abitur aber durfte ich plötzlich in die Welt. Ich musste sogar. Ich fuhr nach Tel Aviv, um meinen Führerschein zu machen. Ich musste mich um einen Studienplatz kümmern. Ich musste jobben, bis das Studium losging, ich nahm Englischunterricht – und auch das tat ich außerhalb von Tira.

Von einem Tag auf den anderen erlebte ich nun die westliche Welt, die mir vorenthalten und immer verdammt worden war. Eine Welt, von der ich keine Ahnung hatte. Allerdings – ganz stimmte es nicht, dass ich keine Ahnung von dieser Welt hatte. Ich kannte sie aus dem Fernsehen, das ich nach dem Irakkrieg regelmäßig eingeschaltet hatte. Ursprünglich nur, um mich über die politische Lage zu informieren, später aber war ich geradezu magisch

angezogen von den westlichen Serien, die auf den israelischen oder libanesischen Sendern liefen und von einem ganz anderen Leben erzählten. Natürlich verurteilte ich vor mir selber vehement, was ich dort sah. Aber die Faszination blieb.

Als ich das Abitur bestanden und an der Universität von Tel Aviv zugelassen worden war, durfte ich mit einem Schlag diese andere Welt selbst erleben, die sich so sehr von meinem bisherigen Alltag und von meinen Vorstellungen unterschied. Und das Tag für Tag. Ich wohnte nun im Studentenwohnheim von Tel Aviv, um mich herum waren nicht mehr meine Familie oder die Freunde aus Tira und aus der Koranschule, nun waren dort lauter fremde Studenten, die sich in Cafés trafen, Alkohol tranken, miteinander flirteten und anbandelten. Statt meiner vertrauten, etwas rumpeligen Einkaufsstraßen von Tira gab es nun schicke Einkaufscenter, in denen die Produkte des westlichen Wohlstands angepriesen wurden.

Mich verwirrte und überforderte das alles anfangs natürlich sehr. Aber meine Neugier auf dieses andere Leben war stärker. Vor allem eines beschäftigte mich: meine Sexualität. Ich hatte noch so viel mit meiner Seele, wie es der Imam verlangte, zu kämpfen und noch so viele kleine Kämpfe sogar gewinnen können; den einen großen Kampf, den gegen das Begehren, habe ich »verloren«. Solange ich mein Leben in Tira verbrachte, spielte das beinahe keine Rolle, ganz einfach deshalb, weil ich keine Frauen getroffen habe, die mich anzogen. Aber nun in Tel Aviv war das ganz anders. Auf einmal schien alles möglich.

Dennoch war ich zu dieser Zeit noch nicht an einem Punkt, an dem ich sagen konnte: Ich steige aus. Weder vor mir selbst noch vor anderen konnte ich mich zu diesem Entschluss bekennen. Das war eine ganz eigenartige Zwischenphase in meinem Leben. Ich sprach mit niemandem über meine Zweifel. Ich ging einfach nicht mehr in die Moschee. Nach ein paar Tagen traf ich meinen Imam, zufällig, und natürlich stellte er mich zur Rede. Ich wich ihm aus, sprach von der vielen Zeit, die ich an der Uni verbrachte, dazu die Arbeit, um Geld zu verdienen.

Sehr schnell begann nicht nur der Imam, sondern begannen auch andere

der Muslimbrüder mich anzurufen, mich zu besuchen, zur Rückkehr aufzufordern. Sogar mein Vater versuchte mich zu überzeugen, obwohl er ja immer kritisch auf das geblickt hatte, was ich dort tat. Aber es war ganz einfach: Der Imam hatte sich an ihn gewandt und ihn gefragt, wie so etwas geschehen könne mit einem seiner Kinder. Unmittelbar hatte der Vater sich verantwortlich gefühlt – so funktioniert das Sozialleben in einer patriarchalischen Struktur.

Aber ich bin nicht zurückgegangen. Ich habe all das, was es an neuen Dingen zu entdecken gab, ausprobiert. Ich habe angefangen zu rauchen. Alkohol getrunken, bin ins Kino gegangen, was als besonders große Sünde galt. Und ich habe mich verliebt. In eine jüdische Französin. Es war die erste Frau, der ich meine Gefühle offenbart habe.

Mitunter war mein Leben in dieser Zeit von sehr widersprüchlichen Zügen geprägt. Tagsüber führte ich ein aufgeklärtes, westliches Leben, abends wurde ich dann plötzlich religiös und verdamnte, was ich am Tag getan und gedacht hatte. Kognitive Dissonanz ist der psychologische Fachausdruck für ein solches Verhalten. Das hatte natürlich viel mit Schuldgefühlen zu tun, die man gar nicht vermeiden kann, wenn man lange Jahre ein ideologisches Denken und eine bestimmte Weise des Glaubens eingepflanzt bekommt. Bestimmt ein halbes Jahr verbrachte ich in dieser Zwischenphase. Dann wurde mir klar, dass diese Doppelmoral für mich nicht auszuhalten war. Erst in diesem Moment konnte ich meinen Willen, auszusteigen, formulieren.

Heute glaube ich, dass meine Eltern – obwohl ich das lange Zeit anders empfunden habe – mir doch in ihrer Erziehung einen kleinen Freiraum gelassen haben. Unbewusst oder bewusst haben sie mir einen Freiraum zum Denken zugestanden und damit die Freiheit, die Neugier auf ein anderes Leben stärker werden zu lassen als den Druck, der durch die islamistischen Beeinflussungen auf mir lastete.

Zugleich waren es Erfahrungen aus meiner Kindheit, die schon immer einen leisen Zweifel in mir genährt haben mochten. Jener Jubel etwa, der nach dem Bombenangriff 1991 ausbrach, hat mich immer wieder beschäftigt. Ich wollte wissen, was für eine Macht es sein kann, die Menschen so stark

auseinanderdividiert, dass sie den Tod der jeweils anderen bejubeln. Deshalb stand auch die Wahl meines Studienfaches außer Zweifel. Ich schrieb mich für ein Psychologiestudium in Tel Aviv ein. Und ich studierte dort auf Hebräisch, das ich seit der dritten Klasse gelernt hatte. Fast alle meine Professoren und Kommilitonen waren Juden. Es gab in meinem Jahrgang keinen Muslim außer mir. Trifft man mit Menschen zusammen, die man lange Jahre abstrakt als Feindbild mit sich herumgetragen hat, dann lösen sich diese Bilder, zum Glück, sehr schnell auf – sofern man Gutes von ihnen erfährt und seinerseits bereit ist, auf sie zuzugehen.

Dass ich darüber hinaus für ein Jahr im Studentenwohnheim mein Zimmer mit zwei arabischen Christen teilen sollte, hat mich weiter in die neue Welt hineingeführt und mir mein Leben unfassbar erleichtert.

Denn natürlich hatte ich immer wieder mit Zweifeln zu kämpfen. Und ich litt darunter, dass alle meine Freunde aus Tira, mit denen ich so viel geteilt hatte, wegen meines Ausstiegs aus der Muslimbruderschaft den Kontakt zu mir abgebrochen hatten.

Zwar hatte ich einen gewaltigen Schritt in Richtung Freiheit getan. Wirklich frei aber war ich immer noch nicht. Vor allem deshalb nicht, weil der soziale Druck, den meine Familie auf mich ausübte, nach wie vor groß war: Man erwartete, dass ich rasch heiraten, Kinder bekommen, ein Haus bauen würde. Und ich hätte all das sogar gern getan, wenn mir die richtige Frau dafür über den Weg gelaufen wäre. Aber das geschah nicht. Ein paar Mal traf ich mich mit Frauen, die meine Familie für passend hielten, einmal führte ich sogar ein Gespräch mit dem Vater einer Frau, obwohl mir im tiefsten Innern klar war: Das ist nicht das Richtige. Heute bin ich unendlich froh, dass so eine Hochzeit aus familiärem Pflichtgefühl nicht geklappt hat. Damals aber wuchs meine Unzufriedenheit. Ich fühlte mich bedrängt. Gleichzeitig musste ich beobachten, wie um mich herum alle Menschen heirateten und Kinder bekamen. Zu der Zeit war ich 26, 27, viel zu lang schon Junggeselle in den Augen meiner Familie.

Und noch etwas anderes beschäftigte mich: Ich wollte nicht in einem Krieg sterben, der nicht meiner war, weil ich politisch beide Seiten, die

palästinensische und die israelische, nicht gutheißen konnte. Und ich wollte auch nicht bei einem der Anschläge sterben, die sich in Israel wieder häuften. In dem Kino, das ich regelmäßig besuchte, wurde eine Bombe gezündet. Ein Bus der Linie 572, mit dem ich täglich zur Uni fuhr, wurde in die Luft gesprengt.

Nach und nach reifte in mir die Entscheidung, das Land zu verlassen.

Zunächst hatte ich keinen konkreten Plan. England war das Ziel, das mir am ehesten vorschwebte. Mit einem Schlag aber musste dann alles ganz schnell gehen: an dem Tag, an dem der Terror in meine unmittelbare Nähe kam. Ich saß im Auto, wartete, dass die Ampel auf Grün schaltete, hörte Musik. Plötzlich kamen mir Menschen entgegengerannt und liefen an mir vorbei. Für ein paar Sekunden verstand ich nicht, was da passierte. Dann sah ich den Palästinenser. Er schoss mit seinem Maschinengewehr auf die umstehenden Wagen. Im nächsten Augenblick ereilte ihn der tödliche Schuss eines israelischen Soldaten.

An diesem Tag habe ich mir gesagt: Ich mache das nicht mehr mit. Hier und auf diese Weise will ich nicht leben. Die kommenden drei Tage ging ich zwar zur Arbeit – ich leitete damals die Kommunikationsabteilung eines privaten Fernsehsenders. Tatsächlich aber recherchierte ich die ganze Zeit im Internet, wohin ich ausreisen könnte. England musste ich mir schnell aus dem Kopf schlagen. Viel zu kompliziert waren an den Universitäten die Zulassungsbedingungen für Ausländer und viel zu hoch war die Summe, die man für ein Studium aufbringen musste. Auch nach Italien, das mir attraktiv erschien, war der Weg sehr schwierig.

Schließlich bekam ich den Tipp, mich beim Goethe-Institut zu melden. Eine sehr nette Mitarbeiterin hat mich dort beraten. Sie war vielleicht Mitte fünfzig, hatte blonde Haare, und vor allem hatte sie unendlich viel Geduld. Ausführlich hat sie jede meiner Fragen beantwortet, und auf einmal schien alles machbar. Natürlich hat sich, als ich dann wirklich in Deutschland war, vieles doch als diffiziler und langwieriger herausgestellt. Aber für mich war das Wichtigste: Ich konnte sofort los.

Auf der Stelle kündigte ich meine Arbeit und nahm Abschied von den Kollegen – manche bedauerten mein Fortgehen, andere waren vermutlich ganz froh. Der Konflikt zwischen den Bevölkerungsgruppen Israels bestimmte den gesamten Alltag und damit natürlich auch das Klima in einem Büro. Meine Familie war absolut gegen meine Pläne. Sie hat versucht zu intervenieren, mich vom Bleiben zu überzeugen. Es ist ihr nicht gelungen.

Zwei Koffer, zusammen fünfzig Kilo. So kam ich wenige Tage darauf in Berlin Tegel an. Mit einem Schlag wurde mir bewusst, was ich getan hatte. Ich war vollkommen hilflos in dieser fremden Stadt. Ich sprach kein Deutsch. Ich kannte Berlin nicht. Das Einzige, was mir einfiel und sich als gute Idee erwies, war, einen Taxifahrer zu suchen, der arabisch aussah. Ihn habe ich gebeten, mich in ein bezahlbares Hotel zu fahren. Dort konnte ich ein paar Tage bleiben.